

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 275. Bromberg, den 30. November 1933

Winke, bunter Wimpel..!

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von Alfred Karrasch.

Ein langes Tau ist um den Mastfuß gelegt. Das Tau reicht weit auf den Strand. An dem Tau hängt es wie eine Traube von Menschen. Frauen wuchten hier, ihre weißen und bunten kurischen Kopftücher flattern im Winde. Angezogen das Tau. Nochmals das Kommando, im Takt, daß man schwingen kann, so ...: Hol—le — — jetzt ruck: weg!! ... weg!! ... weg ...!! ... Zieht, zieht ... sieh da, das Bootchen kommt, Rollen unter, weg ...!! weg ...!! der Kahn kommt. Ja, nun kommt das Boot auf den Strand wie ein schwarzer klobiger Fisch.

Boot nach Boot kommt auf den Strand, ihre Masten pendeln, und oben an jedem Mast schlägt und dreht sich und winkt der geschnitzte, hölzerne, bunte kurische Wimpel. Da leuchten die Farben Blau und Weiß, das sind die kurischen Farben. Da leuchten die Farben der kleinen Flagge im Wimpel, die sind schwarz und weiß im Felde, auf Blech gemalt, dann ein rotes Tuch und ein weißer Zipfel, der flattert. Und das ist — seht alle her, daran könnt ihr uns immer erkennen, am Strande, weit auf Haff und See... Das ist die Flagge von Nidden, das sind unsre, das sind die Niddener Farben.

Holleweg! Holleweg! Nun auch mal dein Boot heraus, Christup Peleikis ...

*

So, nun ist das Boot vom Fischerwirt Christup Peleikis heraus. Nun liegt es an dem Strande, schwer und schwarz, Mast schief zur Seite, der Wimpel zur Seite. Seltsam sind diese kurischen Boote, riesig und pechschwarz und sehr schwer, sehr mächtig und dick, mit diesen hohen altertümlichen Steven, wie Wikingerschiffe.

Das hat mal ein Stück Arbeit gekostet. Aber nun hat sich der Christup die Pfeife angebrannt, nun zieht er, daß der Tabak ins Glimmen kommt. So geht er um den Kahn herum, bückt sich hier, pafft, bückt sich da, pafft, faßt, klopft, kratzt mit dem Daumennagel an der Farbe herum und sieht nach, was nun so mit dem Bootchen los ist.

Die Marucke ist auch da, sie lockert sich mal den Knoten von ihrem Kopftuch unter dem Kinn, denn ihr ist heiß geworden beim Trecken. Dann wischt sie mit der Schürze am Vordersteven des Bootes herum, behutsam und eifrig, denn da ist eine Schrift, Goldbuchstaben, schon verwittert, das Gold ist abgeplatzt. Aber die Schrift heißt: Marucke. Das Boot trägt ihren Namen.

Der David, oder wir wollen lieber Dow sagen, wie das im Kurischen heißt, hat das Schiff geentert und spielt großartig den Kapitän. Kommandiert den alten weißhaarigen Mik, den Fischerknecht, und der liebt den Jungen, verwöhnt ihn noch mehr als sein Vater und läßt mit sich jeden Schabernack machen. Der alte Mik hat zwar grade in der Kajüte was nachzusehen, da hört er aber das Kommando: „Klar zum Wenden, Mik! Klar Vorschoten! Fier weg die Piek! Fier die Piek!" Da kommt der alte Weißkopf mit seinem verdorrten, zahnlosen Spitzmausgesicht, das von der Wassersonne braun, wie geräuchert ist, aber aus der Kajüte herausgefegt, rennt, springt, daß nur die Klotzkorken klappern, und reißt an den Schoten herum, als wenn es um Tod und Leben ginge.

Der Christup geht immer noch um das Boot, er sieht und bedenkt, jetzt ist er mit seinem Urteil fertig. Die Frau sieht auf, der Mann hat einen bißchen spöttischen und bißchen traurigen Mund: „Ist nichts mehr los mit der Maruck. Noch dies Jahr, dann ist das vorbei. Ist nun zu alt geworden, die Maruck ..."

Ist nun — zu alt geworden, die Maruck ...? Was hat er gesagt? Das klang so ... ist nun zu alt geworden, die Maruck ...? Die Frau fragt ihn mit ihren schönen braunen Augen: Wie war das, Christupchen, was hab' ich da gehört, war das so gemeint, Christupchen? Das klang doch so, als wenn das noch was andres besagen sollte ...

Jetzt erst kommt der Christup dahinter. Da hat er wieder mal was Rechtes gesagt. Er hebt so, mit zwei Fingern, seine blaue Fischermütze auf und kratzt sich — i, der Deiwel! — den Kopf. Dabei verzieht er den Mund und blinzelt — na, sei man nicht glubsch — zu Marucke hinüber. Alt ...? Was hab' ich gesagt ...? Alt ...? Aber wollen dich gleich mal ansehn, Frauchen. Nein, hübsch ist die Maruck, ein glattes und festes Weib. Ein paar braune Haarsträhnen kommen unter dem Kopftuch hervor und flattern im Winde. Sie steht da und sieht nach ihm mit ihren tiefen und sanften Augen. Alt? Nein, bist ein starkes und festes Weib, er sieht ihre bloßen und starken Arme, und die rote Kattunbluse ist ihr beim Tauziehen aufgesprungen, er sieht ein Stück ihrer Brust, ihres Körpers, nach dem er schon wieder hungrig ist. Nein, Maruck, bist noch nicht alt —

Die Frau spürt den glimmenden Blick, wendet sich ab. Das Mannsvolk, ihr Mannsvolk seid schon, man muß sich ja schämen... Laß doch gut sein, steht der Christup da und sieht zur Maruck hinüber, laß doch sein, Maruck, solange der Mann nach dem Weib hungrig ist, ist das nicht alt, und ich brenne immer nach dir. Aber nein, sie schämt sich ein bißchen. Na, aber so ist sie ja immer gewesen, das kenn' ich ja nun. Hol der Teufel das alles, Maruck, ein Weib hat dem Mann zu gefallen, ein Weib ist für den Mann auf der Welt, zu sonst nichts. Ich brenne nach dir, Maruck, und du ... aber ich kenn' das ja. Zwischen uns ist die ganzen Jahre in der Liebe immer Alltag gewesen, könnte ja wirklich auch mal, einmal, Sonntag sein.

Er will sich ärgern, ein bißchen einärgern. Er brennt auch gleich lichterloh, denn der Christup, das ist einer. Der ist immer gleich so, als hätt' ihm einer, wie das heißt, einen brennenden Strohwisch irgendwo untergehalten. Vielleicht werde ich ihr mal ein Wort sagen, an dem sie gleich genug hat... Aber, na ja... der Christup ist auch wieder ein guter Kerl, sie ist die Mutter von meinem Jungen, und ein wackeres Eheweib, da soll man sich erst mal ein solches suchen. Na, und ich hab' sie jetzt auch traurig gemacht. Deshalb

tritt er zu ihr, legt den Arm um sie, tatscht ihr mit der breiten, mächtigen braunen Hand um die Schulter: „Na, was denn, Maruckchen? Ich meinte, das Bootchen ist uns zu alt geworden. Das Bootchen, Maruck. Du aber... aber Maruck . . . du bleibst doch, was du bist, meine gute, liebe, stille Marucke . . .“

Das . . . „stille“ hätt' er sich ja nun verkneifen können, das war doch noch so ein ganz kleiner Hieb. Aber die Marucke lacht bloß: „Na, du bist mir einer, Christupchen...' und nimmt seine Hand. Und nun betrachten sie beide den Kahn, Hand in Hand. Das ist ja traurig, das ist ja traurig mit unserm Bootchen. Denn das ist doch wie ein Stück von der Familie, so ein Bootchen, wie ein Wesen aus Fleisch und Blut, das man nun auf einmal verstoßen soll.

„Sieh doch nochmal nach, Christupchen . . .“

Gut, schön, der Christup wird noch einmal nachsehn, ganz genau. Das Bootchen war ja auch wacker, wacker die ganzen Jahre. So manchmal hat es den Mik und den Christup aus allem Stiem herausgebracht. Damals, als die ganzen Boote kopfüber gingen im Novembersturm, die „Maruck“ hielt aus.

Darum prüft der Christup noch einmal ganz genau, das hat das Boot verdient. Dann aber kommt er doch zu dem Schluß: „Nein, nur noch dies Jahr. Sonst kriegt mal die „Maruck“ den Hals voll Wasser...“ Er blinzelt nach der andern Maruck hinüber und grient . . „Ja, und wir dazu. Nein, es geht bald nicht mehr, nur noch dies eine Jahr.“

Jetzt wird auch der Junge aufmerksam. Der ist aber nicht bekümmert, im Gegenteil. Sondern das ist ja ganz großartig. Dann werden sie eben ein neues Boot bauen lassen, das wird das schönste von Nidden sein.

Der Christup sieht auch am Mast hoch, da hängt der Wimpel, na, der ist auch wirklich kein Prachtstück mehr. Jaja, das kommt denn alles so gleich auf einmal. Der Christup sieht zum Wimpel, schüttelt den Kopf: „Auch der Wimpel... auch ein neues Wimpelchen könnte uns mal nichts schaden.“

Was hat der Vater gesagt? Was hat eben der Vater gesagt? Was...? Was... Ein neuer Wimpel...?

Der Dow, die Spielratze, steht mit einemmal, mit einem Ruck, im Spielen still, hört zu, macht einen langen Hals, ein Wimpelchen? und denkt nach.

Ein Wimpelchen, ein Wimpel . . .?

Nun, einen Kahn kann ich, der Dow, dem Vater nicht bauen. Aber so ein Wimpelchen?

Das ist schwer zu schnitzen, sagen die alten Fischer. Aber ich, der Dow... wenn ich versuche, so ein buntes Wimpelchen zu schnitzen und anzumalen? Nein, das muß mir gelingen. Das werde ich, der Dow, meinem Vater machen. Als Überraschung. Zu wann? Am besten zu seinem Geburtstag. Wann hat der Vater Geburtstag...? Du lieber Himmel, da muß ich mich aber beeilen, sonst wird mir mal gar nicht die Farbe trocken.

Aber . . . und das ist dem Dow die Hauptsache, er glüht schon in dem Gedanken... der Vater, der Vater, der wird sich freuen, der wird Augen machen . . .

*

Paar Tage weiter . . .

Das Haus des Fischerwirts Christup Peleikis liegt auf etwas erhöhtem Strande, ganz dicht am Haff. Da ist, dicht am Haus, nur noch das kleine Stückchen Gemüseacker, ein paar Schritt breit, dann kommt, hinter dem Staket, gleich der Haffstrand und das Wasser. Da braucht es also für den Christup und den Mik, wenn die zum Boot wollen, keine beschwerliche Reise, sondern das Bootchen liegt gleich vor der Haustür, und der breite Wimpel dreht sich fast bis in die Fenster hinein.

Jetzt ist nun Abend. Die Sonne steht schon hinter dem Wald und der Düne. Das ist die Stunde, da wechseln und zucken über dem Haff die großen phantastischen Farben. Jetzt liegt ein koralliges Licht auf dem Wasser, das vergeht und dreht sich in weiches und tiefes Blau, und versinkt. Jetzt muß dahinten die Sonne, hinter dem Horizont sein. Denn drüben, fern, im leichten Dunst, auf der Festlandsseite fangen die ersten Baken ihr Blitzen an.

Der Christup Peleikis sitzt auf der Bank vor dem Hause und hat die Beine weit ausgestreckt. Das ist mal ganz schön so, bißchen zu sitzen, vor dem Haus, ganz schöner Feierabend. Diese Luft und das bunte Licht, und ein dünner Rauch quillt aus dem Schornstein des Hauses, nur wie ein weißer Faden. Die Fenster stehen offen, man hört von drinnen das Wirtschaften der Marucke . . .

Der Christup sitzt da, hat die Hände in die Taschen seiner blauen Fischerhose geschoben. Das Hemd über seiner Brust steht offen, man sieht den braunen Hals mit seinen Muskeln und Sehnen, die wie Stränge sind. Ganz schön, mal so die Beine auszustrecken, und das ist nun mein Haus, das da drinnen ist nun meine Marucke. Alles friedlich, behaglich, was will der Mensch mehr . . .

Seine Gedanken gehen so . . . Nachher muß ich noch zum Juleikis ins Dorf wegen dem Garn. War das mal ein schlechtes Netzgarn, das werd' ich dem Mann auch sagen . . . Und was ist das da . . .? Eine ganz feine Rauchfahne steht drüben, ganz weit, gegen den violetten Himmel. Wohin mag das Dampferchen gehen? Doch nach Memel oder nach Tilsit. Wird nach Tilsit sein, denn das Schiffchen kommt nicht herauf, es bleibt hinter der Kimmung, nur die Rauchfahne bleibt zu sehn. Kleines Dampferchen, was kann es auch hier schon für große Reisen machen. Immer nur paar Stunden, dann ist Land und Strand. Ja, bißchen eng, bißchen eng ist hier alles. Ist ja alles ganz schön hier, aber bißchen eng, und früher, da war das auch schön, die große See, immer die große See . . . Ich werde die Sehnsucht nach der wohl nie aus dem Herzen bringen . ..

Na, und damit ist er gottseidank wiedermal bei diesen alten Gedanken angekommen . . . Dieses ist hier also dein Haus, auf der ganzen Welt dein Haus, drinnen ist die Marucke, das ist deine Marucke . . . ist ja ganz schön, ist wirklich ganz schön, aber dann sticht es und bohrt es auch in der Brust: ist ja ganz schön, aber **doch** nicht alles. Das ist doch auch hier, als wenn man mit einem Kahn immer an der Boje liegt, immer nur um die Boje fährt. Die ganze große Welt ist da, du aber mußt mit deinem Boot immer um die Boje fahren.

Morgen werde ich wieder mit dem Boot rausgehn. Dann beginnt das wieder, Tag für Tag, Woche für Woche, immer raus und rein, immer den dreckigen Fisch an den Händen, und, man hat mal was andres kennengelernt. Dann geht das wieder los, immer Absack über das Wasser. Man kommt nicht vorwärts, man rackert und rackert, für wen . . .? Na ja, für den Jungen . . . Für den Jungen . . . .

Mit einemmal ist wieder der Glanz in seinen Augen.

Na ja, für den Jungen . . . Wo ist der eigentlich . . .? Da kommt er. Er hat ein ganz rotes Gesicht, hat sich wohl so abgejachert. Dow, sieht der aus. Wo steckt der jetzt eigentlich in den letzten Tagen die ganze Zeit . . .? Macht sich unsichtbar, tut geheimnisvoll, was macht eigentlich der Junge . . .?

Am Boot warst doch nicht, verstell dich doch nicht, wenn du jetzt tust, als wenn du vom Boot kommst . . . Jetzt aber steht der Dow vor dem Vater, verzieht den Mund, so zum Bitten, und seine Augen lachen, er fragt: „Wie ist das... bist heut guter Laune, Vaterchen . . .?“

„Warum . . .?“ Der Vater weiß ganz genau, was das heißen soll, aber ich will mich noch ein bißchen mit ihm herumzergen . . . „Warum . . .?“

„Weil“ — der Junge nuttert an seinen Fingern herum und steht da —, „weil, Vaterchen... es ist heute ein so schöner Abend, und morgen bist du wieder draußen, die Nacht, den ganzen Tag, da ist keine Zeit. Ja, Vaterchen willst du . . .?“

„Denn hol schon . . .“ sagt der Fischer. Da läuft der Junge ins Haus. Er kommt wieder heraus mit einem Stück Leinwand, das schlägt er auf. Es ist eine alte Seekarte.

„Was hast heute gegriffen, gebracht . . .?“ fragt der Vater und faßt nach der Seekarte.

„Die Südsee . . .“ lacht der Junge, „die hör' ich am liebsten. So, und nun, Vater, erzähl mir was von der Welt.“

Darum also vorhin die Frage: Bist auch guter Laune, Vater? Denn, wenn der Christup guter Laune ist, wie er sagt, dann kann der Dow hingehn und sich eine Seekarte holen. Der Vater weiß Bescheid in der ganzen Welt, und

der Junge hört über alles gern Seegeschichten. Dann erzählt ihm der Vater was „von der Welt".

Da sitzen nun wieder die beiden, und der Vater erzählt. Von der Südsee heute, die kennt er „wie seine Tasche".

Er weiß Geschichten und Lieder und Abenteuer, er erzählt und wird ganz begeistert, ja, das war damals eine Zeit . . .

Er hat den Arm um die Schultern vom Dow gelegt, der wagt kaum zu atmen, um nicht den Vater aus dem Gleise zu bringen. So sitzen sie, das wetterbraune und edle und stolze Gesicht des Christup ist nach drüben nach den blitzenden Baken gerichtet, nach dem Strand von der andern Seite, die langsam im Nebel versinkt. Seine stahlblauen Augen sehen aber nicht Baken und Nebel und Strand, nicht Fischerboote, die mit schon dunkleren Segeln über das schwärzliche Wasser ziehn . . . Er erzählt, er erzählt . . . seine Seele ist fortgewandert . . . wenigstens die, die ist frei und kann wandern . . . Und der Dow ist ahnungslos, hört nur zu, hört nur ganz atemlos zu: „Nein, kannst du schön erzählen . . . schön erzählen, Vater . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Redende Gräber.

Seemanns-Friedhöfe auf der Insel Föhr.

Von **Thé von Rom.**

Es gibt Friedhöfe, die uns trotz vornehmster Gepflegtheit und herrlicher Marmorskulpturen völlig kalt lassen. Sie wirken wie Kunstausstellungen, die man flüchtig besichtigt. Die Toten unter ihren prunkvollen Denkmälern bleiben uns tot. Dann aber finden wir oft auf einfachen kleinen Gottesäckern Gräber, die uns grüßen, die gleichsam eine Freundeshand ausstrecken: „Geh nicht teilnahmslos vorüber! Ich bin du."

Die meisten solcher redenden Gräber finden wir vielleicht dort, wo Seeleute schlafen. Sie, die ihr Leben auf dem unsicheren weiten Weltmeer zubrachten, haben ihre eigene Einstellung zum Tod. Sie scheuen ihn nicht, sind gut Freund mit ihm, und auch an Land bleibt ihr Dasein mit den Fäden der Ewigkeit verwebt, die sich draußen um jedes Schiff spinnen.

Die Insel Föhr hat viele dieser schmucklosen und doch gar lebendigen Ruhestätten, aus denen die Chronik des Lebens zu lesen ist. Die schlichten Sandsteinplatten sind fast alle bis an den Rand mit Schrift bedeckt, eine vollständige Lebensbeschreibung des Verstorbenen enthaltend; darüber stehen in den Stein gehauen Figuren von ungeheurer Lebendigkeit. Am häufigsten sieht man das Bild eines Schiffes mit vollen Segeln, doch auch andere Berufe sind hier abzulesen, wie etwa drei große Windmühlen den wohlhabenden Müller bezeichnen, ein Ochsenkopf den Gerber oder Winkelmaß, Beil und Säge den Zimmermann. Auf manchem Grabstein ist die Familie dargestellt, wobei die zweiten und dritten Gattinnen friedlich unter denselben Stein zu ruhen kommen.

Von einem wagemutigen Kapitän berichtet ein mannshoher Stein in St. Nikolai auf Föhr. Unter dem mit vollen Segeln laufenden Schiff, das von Muschel-Rokokoornamenten umgeben ist, steht zu lesen: daß hier die Gebeine des Dirck Cramers ruhen, des „wohlachtbaren westindischen Capitains, gebohren 26. August 1725 zu Boldixum, der in seinem Leben mit Gott viel gewaget, aber auch unter Seiner Leitung viel Glück gehabt, er waget es vom 17. Jahre an, sein Leben der wilden See anzuvertrauen, unter vielen Proben der Göttlichen Hülfe von 1755 bis 1762 ein Schiff nach 3 Theilen der Welt zu führen, und es ward eine jede Fahrt in 6 Jahren mit Segen geendet; er wagete es, auf Göttlichen Wink sich abwesend zu verbinden mit der tugendsahmen Eyke Tenien aus Nieblom, ob er sie gleich nie gesehen, und siehe, es gelang ihm, denn er führete vom November 62 fast sieben Jahre in Ruhe die zärtlichste Ehe. Er wagete es endlich, hoffnungsvoll den 6. August 1769 über das schwarze Meer des Todes zu schiffen, und siehe, er kam glücklich hinüber und ankerte nach einer 44jährigen Lebensfahrt in den sicheren Hafen der seligen Ewigkeit."

Und auf dem Stein des Commandeurs Hay Jürgens aus Boldixum und seiner Ehefrau heißt es: „Ich schiffte auf dem Meer — Nach Grönland hin und her — Die Fahrt ist abgetan. — Nun bin in Canaan, — wo Wellen, Eis und Wind — Nicht mehr zu fürchten sind." Wir fühlen, daß der Tod keine Schrecken für diese wackeren Männer hatte. So wenig, daß sie ihre Grabsteine meist schon bei Lebzeiten anfertigen ließen, um sich des schönen Bildwerks zu freuen, das dereinst von ihnen zeugen sollte. So konnte es vorkommen, daß ein Schiffer auf dem Denkmal seiner toten Frau bereits Ort, Jahr und Datum seiner Geburt einmeißeln ließ und darunter: „Als Seemann hat er von Jugend auf das Seinige gewirkt und brachte die übrige Zeit in seiner Heimat zu, bis er seiner Gattin im Tode nachfolgte." In Wirklichkeit ist er nach Amerika gezogen und 1909 in Brooklin gestorben. Auch die zweite Ehefrau des oben genannten Hay Jürgens, die als „gleichfalls hier ruhende Marrien Mayen" angegeben ist, wobei das Datum ihres künftigen Todes frei gelassen war, schläft in einem anderen Grabe, nämlich neben ihrem dritten Gatten, mit dem sie noch zwanzig Jahre gelebt hat.

Umso lebendiger sind diese Steine, als sie neben der aufrichtigen Frömmigkeit zeitweise leise Schalkhaftigkeit und einen allen Seeleuten anhaftenden philosophischen Tiefsinn durchblicken lassen. So wenn es von jener Eyke Cramer, des Kapitäns Gattin, auf ihrem eignen Grabstein heißt, daß sie „in ihrem Leben die göttliche Vorsicht gespüret zu ihrem Heil beschäftigt", „nämlich da sie nach den sieben glücklichen und vergnügten Jahren" mit Dirck Cramer sich mit Harre Petersen verehelichte und so „das Unbeständige und Kummervolle dieses Lebens erfahren und dadurch an ihrem Glauben geläutert worden. „Denn diese zweite Ehe Frau Eykes schied sich schon nach wenigen Tagen wegen der Erbschaft des ersten Gatten."

Was ist der Tod auch anderes als der sichere Hafen, in den das Lebensschiff nach mannigfachen Fährlichkeiten einläuft? Dies sprechen die Grabsteine Föhrs glaubensfest aus: „Wer Gott vertraut, der schifft getrost — In Glück- und Unglücksfällen. — Denn droht der Sturm und Jesus spricht, So legen sich die Wellen" und „Was achtet man der Fluht, — Wenn man im Hafen ruht?" — „Die Schiffahrt dieser Welt bringt Angst, Gefahr und Not, — Des Himmels Hafen Ruh durch einen seligen Tod." — „Im seligen Hafen des Himmels liegt nun gesichert mein Schiff. — Kein Sturm bedroht es mehr, keine Sturzsee, kein brausendes Riff."

Die Schnitzel.

Eine Arbeitergeschichte von **Alfred Hein.**

Drei Jahre hatte die arbeitslose Zeit gewährt. Heinrich und Hanna waren längst an die Hoffnungsleere des Daseins gewöhnt, als plötzlich in den Zeitungen stand, es würden wieder Arbeiter in der Zigarrenfabrik eingestellt. Na ja, dachten die beiden, ein paar ganz junge Kerle wird man da brauchen, zu den einfältigsten Arbeiten. Heinrich aber war ein „feinschnüffliger Sortierer", wie er sich gern selbst nannte, der auf den Tabakfeldern Mazedoniens so zu Hause war wie Hanna daheim auf den Wiesen des väterlichen Bauerngutes, von dem Heinrich sie vor einem halb Dutzend Jahren in die große Stadt geholt hatte.

Und nun kam eines Tages Heinrich vom Arbeitsamt zurück und sagte die Wunderworte: „Du, Hanna, ick hab Arbeet! Arbeet hab ick, Hanna!"

„Das ist ja nicht möglich!" Aber da hatte Heinrich schon seinen Schein in der Hand, auf dem schwarz auf weiß zu lesen war, Heinrich Tanzmann sei als Tabaksortierer in der Zigarrenfabrik von Poersch & Co. eingestellt.

„Auf sofort, Hanneken!" Und da gab er ihr wieder einen saftigen Kuß wie seit langem nicht. Ach, mit den Seelen war alles in ihnen verdorrt. Müde und greisenhaft leer wankten sie nur noch durch eine nebelhafte, unverstandene Zeit.

Als sie an diesem märchenhaften Tage abends im Bett lagen und vor Glück und freilich immer noch vor ein bißchen Hunger nicht schlafen konnten, da wagte endlich

Hanna die Frage zu stellen, die ihr all' die Zeit auf den Lippen lag: „Du, wann bringste das erschte Geld?"

„Ja — Hanneken — ick jloobe, weil ick doch zu den jehöre, die etwas von der Sache wirklich verstehen, weißte, ick will mir ja nich rühmen, aber det is doch nun mal so — also wir Sortierer werden wie die Angestellten bezahlt, alle vierzehn Tage —"

„Ja — aber — jetzt fällt doch die Unterstützung weg?"
„Nee — paar Tage läuft sie noch."
„Aber keine vierzehn Tage."
„Det nich —"

„Heinrich, dann haben wir's ja vorläufig beinahe schlechter. Denn Vorschuß nimmste nich —"

„Nee, Hanneken. Det muß durchjefressen, richtiger: durchjehungert werden."

Sie haben auch diese zehn Tage Wartezeit durchgehungert. Mit schmalem Lächeln nahm Hanna das trockene Brot in ihre dünnen Hände und teilte es jeden Morgen und Abend vor. Mittag aßen sie in der Gemeinschaftsküche. Oft waren sie versucht, dieser Not ein Ende zu bereiten und doch einen Vorschuß auf den zu erwartenden Lohn zu nehmen. Aber nein, es sollte dann alles ganz glatt sein. Ganz glatt und satt!

Und sie hungerten sich tapfer durch. Ach, es gab ja noch genug gute Menschen unter den Arbeitskameraden, die Heinrich einmal ein Stück Wurst zuwarfen, so ganz von ungefähr, bloß weil „sie's nicht mehr zwangen"; und Hanna half in der Gemeinschaftsküche aufwaschen; weil gerade eine Tellerwäscherin krank geworden war; dafür gab's auch einige Groschen und das doppelte Mittagessen.

Endlich aber war der Fünfzehnte da, an dem Heinrich den ersten Lohn heimbrachte.

„Hanneken, nun zähl mal mit: zehn — zwanzig — dreißig — vierzig — fünfzig — sechzig — siebzig — achtzig — eins — zwei — dreiundachtzig Märker und vierundsiebig Pfennige."
„Du, jetzt gib aber zwei Mark her. Da kauf ich ein."
„Ja, Hanneken."

Hanna kaufte ein. Fleisch und Gemüse und Äpfel und Pflaumen. Und noch einen Kalbsknochen extra für die Suppe.

Seit drei Jahren wieder das erste richtige Mittagbrot im eigenen Heim! Das wird schmecken! Der Heinrich muß inzwischen die Kochtöpfe blitzeblank schrubben. Und natürlich die Bratpfanne, die sie bloß manchmal zu ein paar Bratkartoffeln noch gebraucht hatte. Heute sollten fette Schweineschnitzel hinein. Hei, wird das ein Geschmurzel und Gepruzzel geben!

Dies Mittagessen war wirklich ein Fest für die beiden. Nur wer gehungert hat, wer sich mit Almosenspeise hat durchfüttern müssen, weiß, welch Wonne es bedeutet, wieder in die eigenen Kochtöpfe gucken zu dürfen — und da ist wirklich etwas drin! Das duftet delikat, als gälte es einen fürstlichen Empfang.

— — — als gälte es einen fürstlichen Empfang. Da tritt ja auch jemand ein zu den zwei Glücklichen. Leise — — — mit festlichem Glanz — Und ihnen wird feierlich zumute. Es ist die alte Liebe, die doch nicht gestorben war in all den schweren Jahren, nur müde geworden. Sie kommt und sagt: „Na, ihr Beiden, ihr seid ja noch gerad' so übermütig wie damals, beim ersten Kuß, draußen hinter den Brombeersträuchern in Vaters stillen Wiesen —"

So spricht die Liebe. Und Heinrich faßte sein altes junges Mädel um die Hüfte und sagte: „Mein Hanneken!"

„Hast du Hunger?" fragte sie, während sie in ihrem Kochtopf eifrig rührte und das Schnitzel geschickt in der Pfanne hin und her wendete.

Seltsam, wie klangen nur ihre Stimmen plötzlich? So wie wenn eine Harfensaite in ihrem Herzen erklänge, so selig — — ach, dieses Glück, wirklich Arbeit haben, wirklich einmal sein eigenes Essen kochen dürfen — —

„Ick hab' Hunger, mein Mädchen — und Durst auf einen Kuß von dir —"

Sie lagen sich in den Armen. Und sie wußten nicht aus noch ein vor Glück. Und sie umspielten sich mit den zarten leisen Liebkosungen der ersten Liebeszeit.

Und — — plötzlich umfing sie ein furchtbar höllisch brenzlicher Geruch: die Schnitzel qualmten und wanden sich wie unter satanischen Qualen.

„Aber Heinrich — nu sieh dir das an — nun sind die Schnitzel futsch! Das kommt von der Küsserei."

„Ick bin viel schöner satt! Schnitzel kann's alle Tage geben — Aber diese Liebe —"

Und dann aßen sie selig von dem, was noch gerade so genießbar war. Und tranken dazu das Glück aus ihren wieder froh gewordenen Augen.



Bunte Chronik

Ein steinerner Bart wird rasiert.

In der englischen Hafenstadt Hastings steht zur Erinnerung an die berühmte Schlacht im Jahre 1066 ein Standbild Wilhelms des Eroberers. Dieses Denkmal zeigt den Feldherrn mit einem schönen Bart. Nach den Erkenntnissen der neuesten Geschichtsforschung steht aber ziemlich eindeutig fest, daß Wilhelm der Eroberer keinen Bart trug, sondern glatt rasiert war. Diese Tatsache ließ dem Bürgermeister und den Ratsherren der Stadt Hastings keine Ruhe. Nach vielen Beratungen und langen Überlegungen entschloß man sich endlich, den Irrtum des Bildhauers — das Denkmal ist schon sehr alt — richtig zu stellen und den steinernen Eroberer „rasieren" zu lassen. Mit dieser heiklen Aufgabe wurde ein bekannter Londoner Bildhauer beauftragt. Der Künstler erklärte sich bereit, den Wunsch der Stadt zu erfüllen und meinte lächelnd, daß dies der originellste Auftrag sei, den er jemals erhalten habe. Er entledigte sich seiner schwierigen Aufgabe mit großem Geschick, indem er als Rasiermesser einen Meißel benutzte. Das Standbild bildet augenblicklich den Hauptanziehungspunkt für alle Besucher der historischen Stadt, auch jeder Einwohner von Hastings läßt es sich nicht nehmen, den glattrasierten Eroberer zu bewundern. Manche behaupten sogar steif und fest, daß der steinerne Feldherr jetzt ein wenig lächle, weil er nach der an ihm vorgenommenen Prozedur wesentlich jünger aussieht.

*

Regen nach 46jähriger Trockenheit.

In der Wüste Sahara, in der Gegend der Oase Siwa, gab es eine große Sensation: es regnete! Seit 46 Jahren war in diesem Teil der Wüste kein Regen gefallen, nur die ältesten Eingeborenen konnten sich erinnern, einmal einen starken Regenguß erlebt zu haben. Vor einigen Tagen nun beobachtete man auf der südlich von Algier gelegenen Wetterwarte, daß das Barometer ungewöhnlich stark fiel, einige Zeit später verfinsterte sich der Himmel, schwarze Gewitterwolken zogen auf und brachten einen sintflutartigen Regen mit sich, der tagelang anhielt. Mehrere Karawanen, die von dem Regen überfallen wurden, gerieten in Auflösung, weil sich der Araber, die noch nie Regen gesehen hatten, eine sinnlose Panik bemächtigte. Sie flohen entsetzt nach allen Seiten auseinander oder duckten sich zitternd vor Angst unter ihre Zelte und beteten um Errettung aus der Sintflut. Der Wüstensand wurde in weitem Umkreise in losen Schlamm verwandelt, versiegte Quellen brachen auf, Brunnen wurden gespeist und gefüllt, und in der Oase begann ein märchenhaftes Grünen und Blühen. Als der Regen endlich aufhörte, beruhigten sich auch die erschreckten Eingeborenen wieder und machten sich daran, die kostbare Himmelsgabe auszunutzen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.